

Einleitung

»Es ist gleichfalls dieser Ambiguität sowie dem autonomen Charakter des Unbekannten zuzuschreiben, wenn ein Objekt an der Peripherie unserer Aufmerksamkeit beginnt, diese Aufmerksamkeit zuerst zu spalten und dann ganz zu fordern. Das neue Objekt behält seinen magischen Charakter bei, während unsere geistigen Prozesse sich bemühen, sich ihm anzupassen; wir können ja nicht genau wissen, welche Geheimnisse es eröffnen und welche Resultate es bringen wird, und wir suchen nach Zeichen, die uns verraten, was wir von ihm zu erwarten haben.«

Willeford 1968, 541

Angefangen hat die Begegnung mit dem Unbekannten mit einem Buch des Cartoonisten John Callahan. Dieses Objekt – peripher deshalb, weil ich auf der Suche nach einem Promotionsthema war, aber ein Cartoonbuch als Ausgangspunkt doch mehr als ›komisch‹ schien – forderte schließlich meine ganze Aufmerksamkeit.

In Callahans Büchern findet man eine Vielzahl von Witzen bzw. Cartoons über behinderte Menschen. Aber was sind das für Darstellungen? Und vor allem: Darf bzw. kann man darüber lachen?

Vielen Menschen bleibt beim Anblick der Cartoons das Lachen nicht nur sprichwörtlich im Halse stecken, wie Callahan erfahren hat: »Mehrere Leute haben mir gesagt: ›Callahan, ich lache über deine Cartoons und gleichzeitig fühle ich mich schuldig, weil ich lache.«

(Callahan 1992b, 222) Es stellt sich die Frage, woran das liegt: Einerseits reizen die Cartoons zum Lachen, während gleichzeitig eine Art innere Zensur stattfindet, die dafür sorgt, dass das Lachen von einem unangenehmen Gefühl, von einem ›Eigentlich-dürfte-ich-nicht‹ begleitet wird. Aber woher kommt dieses Gefühl? Den Ambivalenzen des Komischen und des Lachens kann man auf die Spur kommen, wenn man das Komische selbst einer näheren Betrachtung unterzieht. Was heißt ›komisch‹? Wann und warum ist etwas komisch, und wieso führt dies zum Lachen? Wo sind die Grenzen des Komischen? Wo ist der Punkt, an dem man nicht (mehr) lachen kann?

Diese Fragen sind Grundlage der hier vorliegenden Forschungsarbeit. Bei den ersten Recherchen zu komischen Darstellungen von Behinderung zeigte sich schnell zweierlei: Zum einen ist John Callahan kein Einzelfall, da es eine Vielzahl an Witzen und Cartoons über behinderte Menschen gibt. Zum anderen stellte sich bei der Suche nach Antworten auf die oben skizzierten Fragen heraus, dass die Geschichte des Komischen bzw. seiner Theorien lang ist und bis Platon und Aristoteles zurückgeht. Und immer schon haben Behinderungen in diesem Kontext eine Rolle gespielt.

John Callahan, der vor allem in den USA bekannt ist, ist bei Weitem nicht der Einzige, der Cartoons über Behinderte zeichnet. Vor allem in den letzten Jahren sehr bekannt geworden sind die Cartoons von Phil Hubbe, die unter anderem die aktuelle Broschüre *Wir sehen anders* (2008) der Hilfsgemeinschaft der Blinden und Sehschwachen Österreich illustrieren. Hubbes Cartoons wurden bereits in zwei Büchern veröffentlicht (2004 und 2006) und waren in zahlreichen Ausstellungen zu sehen. In der Schweiz sind die Cartoons von Jupe Hägler – zusammen mit den bissigen Texten von Reto Meienberg – bekannt (vgl. Hägler/Meienberg 2005). 2003 fand in Freiburg eine Ausstellung mit 200 Karikaturen von Körperbehinderten statt (vgl. Lechleitner 2003), die nicht die einzige zu diesem Thema bleiben sollte. In Deutschland zeichnen unter anderem Paul Dinkel, Kai Malte Fischer und Lucas Kollien Cartoons zum Thema Behinderung.¹ Es gibt außer den Darstellungen in Cartoons auch Fernsehformate und Zeitschriften, die ›komische Behinderungen‹ thematisieren. So läuft im Fernsehsender Comedy Central seit Anfang 2007 die Sendung *Para-Comedy* mit behinderten Darstellern, in der nach dem Prinzip der versteckten Kamera Nichtbehinderte in komische oder absurde Interaktionen mit den behinderten Comedians gebracht werden. Ebenfalls seit 2007 macht die Zeitschrift *Mondkalb*, die vorwiegend von Menschen mit Behinde-

1 | Siehe unter www.taubenschlag.de; www.kai-malte-fischer.de.

rung erstellt wird, mit satirischen Texten und Bildern zum Thema Behinderung auf sich aufmerksam. Gemeinsam ist diesen Cartoons und Formaten, dass sie von Menschen mit Behinderung herausgegeben werden.

Macht es also einen Unterschied, ob behinderte Menschen selber oder Nichtbehinderte Urheber der Komik sind? Zunächst ist festzustellen, dass auch (vermeintlich) nichtbehinderte Zeichner Behinderungen zum Thema ihrer Cartoons machen, zum Beispiel Joscha Sauer, Martin Perscheid, Rattelschneck, Gaspirtz, Uli Stein, Gerhard Förster und Walter Moers. Für Aufsehen sorgte 2002 Christoph Schlingensiefel mit seiner Sendung *Freakstars 3000*, einer Parodie auf die Casting-Formate im Fernsehen, bei der körperlich und geistig behinderte Menschen für die Band »Mutter sucht Schrauben« gecastet wurden (vgl. Fricke 2003, 15). Im ARD-*Tatort* aus Münster gehören Witze über eine kleinwüchsige Pathologin zum festen Inventar,² und auch in Comedy-Sendungen sind Witze über Behinderung kein Tabu mehr (zum Beispiel bei Harald Schmidt).

Ist also alles »in bester Ordnung«? Darf und kann doch einvernehmlich über Behinderungen gelacht werden? 1999 entspann sich ein Disput zu genau dieser Frage, der in der Zeitschrift *Body & Society* (5/1999) veröffentlicht wurde. Die Legitimität des Lachens wird dabei von Behinderten und Nichtbehinderten gleichermaßen kontrovers diskutiert. Dass komische Darstellungen von Behinderung zu den geläufigen kulturellen Repräsentationen gehören, meinen unter anderem Peter Radtke und Gary Albrecht. Radtke zufolge sind Behinderte bereits seit der Antike Gegenstand des Lachens und Spottes. Er verweist mit dem Begriff der »Narrenfreiheit« (Radtke 1996, 7) auf kulturelle Repräsentationen des Mittelalters, die seines Erachtens bis heute fortwirken. Einen Blick auf die Ursprünge des Lachens (zum Beispiel im Theater) hält Albrecht für nötig, um die heutigen Ambivalenzen zu verstehen (vgl. Albrecht 1999, 69). Desgleichen zeigt Doris Tibackx, dass das Lachen über behinderte Menschen historische Wurzeln hat:

»Ich bin nicht ganz eine Zwergin, nicht ganz eine Liliputanerin, obwohl viele hinter mir herrufen: Seht mal ein Zwerg, ein Liliputaner. Ich erkläre

2 | Auch wenn sie zum Beispiel von dem *Para-Comedy*-Schauspieler Fromme nicht für lustig befunden werden: »So wie die kleinwüchsige Pathologin aus dem Münsteraner ›Tatort‹, über die werden auch immer Witze gemacht wie: ›Ach, Sie kommen da oben ja nicht heran.‹ So etwas finde ich auf Dauer ermüdend. Wieso gibt es keinen Tatort-Kommissar, der kleinwüchsig ist?« (Fromme 2007c, o. S.)

dann immer, daß ich weder Zwerg noch Liliputaner, sondern ganz schlicht und ergreifend behindert bin. Narren, Clowns, Hofnarren [...], der Maler Toulouse-Lautrec [...], um nur einige zu nennen, sie alle waren behindert. Oft fühle ich mich wie im tiefen Mittelalter.« (Tibackx 1996, 10)

So beginnt Doris Tibackx ihren Artikel über das Lachen und verweist damit auf die traditionellen Rollen kleinwüchsiger Menschen: »Zwerge waren schon in früheren Jahrhunderten eine allgemeine Belustigung auf Jahrmärkten, im Zirkus und im Variété.« (Ebd., 11) Ähnlich sieht Tom Shakespeare seine Kleinwüchsigkeit in unserer Kultur immer noch mit dem Zirkus in Verbindung gebracht. Die Geschichte des Lachens über Behinderungen setzt sich für ihn vom Mittelalter bis heute fort und ist in den heutigen Darstellungen und Interaktionen nach wie vor wirksam (vgl. Shakespeare 1999, 47f.).



Abb. 1: Phil Hubbe: »Wäre grün besser?«, 2004
(Hubbe per E-Mail vom 13. Januar 2008).

Wenn also im Lachen über Behinderungen oder behinderte Menschen Abwertung, Angst, Schuld oder Tabu mitschwingen, dann scheinen bei diesem Unbehagen ebenso wie bei heutigen Darstellungen von Behinderung historische Bedingungen eine Rolle zu spielen.

Ziel dieser Arbeit ist es, *die Geschichte des Lachens über Behinderungen seit dem Mittelalter zu analysieren und zu rekonstruieren*. Es geht also nicht um die Beantwortung der Frage, ob das Lachen über Behinderungen erlaubt sein sollte oder nicht oder ob schwarzer Humor legitim ist, wenn ›Political Correctness‹ erwartet wird (siehe Abb. 1). Es wird aber untersucht, wie diese Frage historisch beantwortet bzw. ob sie überhaupt gestellt wurde und welche Schlussfolgerungen bezüglich der sozialen Stellung behinderter Menschen daraus gezogen werden können.

Das erste Kapitel stellt die Forschungsfrage und die erkenntnistheoretischen und methodischen Grundlagen dieser Arbeit vor. Es wird gezeigt, dass Komik und Behinderung als historisch relativ verstanden und daher im historischen Wandel betrachtet werden müssen.

Eine Geschichte des Lachens über Behinderungen hat zweierlei zu berücksichtigen: einerseits die Geschichte des Lachens und seiner Repräsentationen und auf der anderen Seite die Geschichte der Lachverbote und -tabus. Dokumente des Lachens über Behinderung sind fiktionale Texte und bildliche Darstellungen, also zum Beispiel Witze und Karikaturen. Für die Frage nach seinen Verboten werden nichtfiktionale Texte, zum Beispiel philosophische Theorien oder pädagogische Texte, einer Analyse unterzogen. Den Schwerpunkt bildet der deutsche Sprachraum (Deutschland, Österreich, Schweiz).

Wissenschaftstheoretischer Hintergrund dieser Ausführungen ist die Diskurstheorie in Anlehnung an Michel Foucault. Sie ermöglicht es, Geschichte zu denken bzw. zu analysieren und kulturelle und historische Relativitäten in den Blick zu nehmen. Für die nichtfiktionale Texte ist abgeleitet aus dieser Perspektive die historische Diskursanalyse das methodische Instrumentarium. Sie erlaubt die strukturierte und regelgeleitete Analyse von Texten, um Aussagen und Diskurse zu bestimmen. Während die Gattungen des Komischen ein Lachen hervorrufen sollen, beschreiben oder bewerten nichtfiktionale Texte das Lachen. Diese unterschiedlichen Ebenen machten es notwendig, vor allem bezüglich der bildlichen Darstellungen und fiktionalen Texte, hermeneutische Verfahren zu Hilfe zu nehmen.

Um Aussagen über die Bedeutung ›komischer Behinderungen‹ in der Geschichte zu treffen, muss das Komische bzw. die Komik näher betrachtet werden. Was ist das Komische? Wie stellt es sich im Wandel der Zeiten dar? Dies zu klären, ist Aufgabe des zweiten Kapitels. Von Platon und Aristoteles bis Berger, von Cicero bis Kant, von Hobbes bis Bergson: Immer wieder haben sich Philosophen und andere Wissenschaftler(innen) mit der Frage nach dem ›Wesen‹ des Komischen

beschäftigt. Ein kurzer Gang durch die Geschichte der Auseinandersetzung mit Komik bildet die theoretische Fundierung dieser Arbeit.

Die Repräsentationen ›komischer Behinderungen‹ und ihre Bewertungen werden in den Kapiteln drei und vier erörtert. Während das dritte Kapitel vorwiegend auf die komischen Repräsentationen und literarischen Texte vor allem aus dem Mittelalter und der Renaissance fokussiert und damit das Lachen über Behinderungen in den Mittelpunkt rückt, geht das vierte Kapitel anhand von nichtfiktionalen Texten hauptsächlich aus dem 18. und 19. Jahrhundert der Frage nach, wie dieses Lachen beurteilt, diskutiert, eingeschränkt und schließlich verboten wurde.

Ziel dieser Arbeit ist eine historische Analyse, deren Ausgangspunkt jedoch die Tatsache ist, dass es heute eine Vielzahl komischer Darstellungen von und Auseinandersetzungen mit dem Lachen über Behinderung gibt. Deshalb wird in Kapitel fünf die Zeit ab 1970 bis heute skizziert. Vor diesem Hintergrund wird im Schlusskapitel ein Blick auf die Brüche und Kontinuitäten in der Geschichte des Lachens über Behinderung geworfen, und es werden Kongruenzen zwischen Komik und Behinderung herausgestellt, die Ausgangspunkt weiterer Forschungen sein könnten.